



Neues Leben nach der Abrissbirne

Das Bauen verbraucht riesige Ressourcen. Architektur und Bauindustrie überlegen nun, wie sie altes Material wiederverwerten können

BERICHT: MAIK NOVOTNY

Knirsch, krach, Staubwolke. Stück für Stück frisst sich der Bohrer in das, was bis vor kurzem das Möbelhaus Leiner an der Mariahilfer Straße war. Beton und Mauerwerk werden zu Bröseln, Architektur verwandelt sich in Schutt. Passanten bleiben stehen und bestaunen das Spektakel, doch im Grunde ist ein Abbruch wie dieser ganz alltäglich. Die Bauindustrie ist für 40 Prozent der Abfallproduktion weltweit verantwortlich, allein Zement ist für rund acht Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen verantwortlich. In Österreich hat das Bauen mit Abstand den größten Anteil am Ressourcenverbrauch, rund ein Fünftel aller Abfälle kommt vom Bau.

Doch diese Alltäglichkeit der Zerstörung wird in Zeiten der Klimakatastrophe zunehmend hinterfragt. Während das Möbelhaus Leiner noch entkernt wurde, zeigte die Ausstellung „Material Loops“ im Haus der Architektur in Graz auf, wie sich das Bauen in die Kreislaufwirtschaft einklinken kann. Da war eine Villa in den Niederlanden zu sehen, für deren Fassade Holz aus alten Kalebotteln verwendet wurde. Ein Bürogebäude im schweizerischen Winterthur, in dem Stiegenhäuser und Fliesen aus Abbruchbau-

ten integriert wurden. Oder das experimentelle Wohnhaus „Cityförster“ in Hannover, das Bauprodukte mit wiederverwerteten Materialien wie Recyclingbeton oder einer Fassadendämmung aus Jutesäcken kombiniert. Gebaute Beispiele, die zeigen, dass Recycling-Architektur ganz entgegen dem Klischee nicht freudlos und spröde aussehen muss. Die Ausstellung war kein Einzelfall. Denn die Architektur ist, nach Jahrzehnten digitaler Träumereien, wieder auf dem Boden angekommen und besinnt sich auf das, was sie ist: ein temporärer Zustand von Materialien.

Mitte August. Während das Möbelhaus Leiner schon zur Hälfte in Schuttmulden gewandelt ist, melden sich 700 Kilometer nördlich bei der Konferenz „Berlin Questions“ unter der Schirmherrschaft des Regierenden Bürgermeisters Michael Müller (SPD) einige Forscher zu Wort, die einen radikalen Kurswechsel fordern. Eine davon ist Charlotte Malterre-Barthes, Professorin an der Harvard Graduate School of Design, die für ein komplettes Neubau-Moratorium plädiert. „Es sind die Mechanismen des Finanzmarktes und das Dogma des Wachs-



tums, die ständig Abriss und Neubau fordern“, sagte Malterre-Barthes und stellt damit grundsätzlich das auf Rendite fixierte Wirtschaftsmodell infrage. „Selbst wenn wir das nur für eine kurze Zeit stoppen, werden wir nicht nur den Wert bestehender Gebäude erkennen, sondern auch den Wert der Arbeit der Menschen darin, vor allem der Care-Arbeit.“

Care: Dieser Begriff aus den Sozialwissenschaften tauchte auch in Wien schon mehrmals im Zusammenhang mit Architektur auf. Etwa 2017 in der alten Nordbahnhalle, beim Symposium „Care and Repair“, das auf allen Maßstabsebenen den Wert des Pflegens, Bewahrens und Reparierens diskutierte. Bemerkenswert, dass es in Berlin und Wien vor allem Frauen waren, die diese Positionen des Sorgetragens für Natur und Baustoffe gleichermaßen vertraten und der sorglosen Zerstörung von Substanz für profitable, in slicken Renderings angepriesene Neubauten eine Abfuhr erteilten.

Doch Impulse zum Denken im Kreislaufen kommen nicht nur von unten, sondern auch von oben. Vor genau einem Jahr lancierte EU-Kommissionspräsidentin Ursula

von der Leyen das New European Bauhaus, eine Initiative mit oberster Priorität für die Kreislaufwirtschaft. Schließlich ist es Ziel der EU, bis 2050 netto null Kohlenstoffemissionen zu erreichen. Ende Mai lobte Brüssel den ersten New European Bauhaus Award aus.

Anreize und Verbote: Beides ist nötig, um die Köpfe zum Denken in Kreisläufen zu bewegen. Einer der wichtigsten Faktoren dabei ist das trockene Thema Normen und Standards. Denn diese bestimmen die Regeln am Bau. In Österreich ist unter anderem die Organisation Austrian Standards dafür zuständig; hier wurde jetzt das interdisziplinäre Komitee „Nachhaltigkeit von Bauwerken“ eingerichtet. Seine Ziele: den Verbrauch von Ressourcen, Flächen und Energie zurückzuschrauben, also die Natur durch Bauprojekte weniger zu belasten.

„Heute ist das Thema zweifellos in der Bauwirtschaft angekommen, auch wenn sich viele immer noch mit dem ganzheitlichen Denken schwertun, weil das das menschliche Gehirn überfordert“, sagt der Komitee-Vorsitzende Peter Maydl, emeritierter Professor an der TU Graz. „An der komplexen Realität scheitert oft die Umsetzung, nicht nur in der Bauwirtschaft. Es gibt Zertifizierungssysteme und Regeln, aber der Bauleiter einer Baufirma will da gar nicht reinschauen. Umweltproduktdeklarationen sind für viele schwer zu verstehen, da tun sich Bauprofis schon schwer, von den Konsumenten ganz zu schweigen.“ Deswegen soll eine Abstimmung auf europäischer Ebene erfolgen. „Die New European Bauhaus Initiative könnte eine tolle Sache werden“, sagt Maydl. Die OIB-Richtlinien, die in Österreich maßgeblich für die Regeln des Bauens sind, sollen bis 2023 im Sinne der EU-Bauprodukteverordnung ergänzt werden. Recycling wird damit im Kern der Bauwirtschaft verankert werden.

Was bedeutet das konkret? Grundsätzlich geht es bei der Kreislaufwirtschaft sowohl darum, Baurestmassen sinnvoll wiederzuverwerten, als auch darum, in Zukunft besser zu bauen. Besser, das heißt: materialsparender und dauerhafter. „Grundsätzlich ist es anzustreben, möglichst wenige verschiedene Baustoffe zu verwenden“, erklärt Maydl. „Ein gutes Beispiel ist das Gründerzeithaus: Da gab es vier Baustoffgruppen: Mineralisches, Holz, Eisenwerkstoffe, Glas. Heutige Bauten haben zehn bis 15 Gruppen, die alle unterschiedlich entsorgt werden müssen.“ Einen kompletten Neubauschritt fordert Maydl zwar nicht, doch mehr Substanzerhaltung und weniger Neubau sei schon aufgrund des hohen Rohstoffbedarfs in Österreich dringend nötig.

Ende August. Während das Möbelhaus Leiner fast schon ganz verschwunden ist, sitzt Andreas Fromm in seinem Büro im dritten Bezirk. Von dort kann der Geschäftsführer der Asfinag Bau Management GmbH zu Fuß zu einer seiner größten Wiener Baustellen gehen, der Sanierung der Südosttangente. Hier, sagt Fromm, werden 90 Prozent der abgebrochenen Straßenflächen auf derselben Baustelle wiederverwendet, um Transport zu sparen. „Wir achten generell heute sehr darauf, die Anzahl der Fahrten zu minimieren, auch wenn eine 100-prozentige Wiederverwertung vor Ort nicht möglich ist. Wir haben sehr hohe Recyclingraten, beim Straßenoberbau werden 95 Prozent wiederverwendet.“ Denkt man beim Thema Bauwirtschaft vor allem an Gebäude, sind Straßenbau und Infrastruktur, gerade wenn es um Baustoffe

Die große Baustelle auf der Mariahilfer Straße in Wien: Auf den Ruinen des historischen Leiner-Gebäudes soll ein Nobelkaufhaus entstehen

FOTO:
CHRISTOPHER
MAVRIC

und Recycling geht, so etwas wie die grauen Elefanten im Raum. Mancher Laie wird sich da fragen, wie viel Innovationspotenzial in so etwas geradezu primitiv Einfachem wie einer Straßenoberfläche steckt. Ist aber eine ganze Menge, betont Fromm. „Es gibt eine ständige Weiterentwicklung. An der TU Graz läuft beispielsweise ein Forschungsprojekt zu Öko-Beton mit niedrigerem Zementanteil. Auch das Thema Bodenversiegelung, das zurzeit stark diskutiert wird, beschäftigt uns. Da gibt es Potenzial in Beton und Asphalt, der auf Mikroebene durchlässig ist und bei Parkplätzen zur Anwendung kommt. Da ist allerdings in Österreich die Frost- und Streusalzbeständigkeit noch zu lösen.“

Auch bei den Ausschreibungen für Straßenbauprojekte sind ökologische Qualitätskriterien heute schon verankert. Bringt eine Firma hier Qualitäten wie Umweltzertifizierungen ein, gibt es Öko-Pluspunkte, mit denen man einen höheren Preis ausgleichen kann.



Das Recyclinghaus „Cityförster“ in Hannover (oben) und die Villa Welpeloo in Enschede zeigen, dass Recycling-Architektur nicht spröde sein muss

Gut und schön, aber, kann man sich mit dem Blick auf Stadtstraße und Lobau-Autobahn fragen, wie viel zählen diese Öko-Pluspunkte, wenn der Straßenbau an sich ein ökologisches Problem ist? Gibt es eine Gesamtbilanz für Infrastrukturprojekte, vom Energieaufwand über Bodenversiegelung bis zum Baustoff? „Nicht über das gesamte Asfinag-Netz“, sagt Andreas Fromm. „Aber wir arbeiten unter anderem mit Universitäten zusammen an Pilotprojekten, wo wir den gesamten CO₂-Fußabdruck berechnen. Da werden schon in den kommenden Wochen und Monaten noch mehr Methoden entwickelt, um das schon im Vorfeld eines Projekts zu bewerten.“

Auch wenn die Zyklen der Bauwirtschaft lang sind, können hier kleine Änderungen schon viel bewegen, weil eben viel Masse und Substanz und damit viel Verbrauch und viele Emissionen auf dem Spiel stehen. Der Anfang fürs Kreislauf-Denken in den Köpfen ist also gemacht, mit politischen Impulsen von oben und unten. Das ressourcenbewusste Bauen – oder eben auch Nicht-Bauen – könnte eine Revolution der Architektur werden, wie es das Bauhaus vor 100 Jahren war. Wenn wir uns beeilen. 